

Sehr geehrte Damen und Herren,

Genossin Rozalija Mimić war vier Jahre meine Mathe-Lehrerin in Jugoslawien und Genossin Mimić sprach den weichsten Dialekt von der dalmatinischen Adria, den fanden alle immens famos, vor allem die Männer, sie stellten ihr viele Fragen, damit sie viel redete, was sie nicht tat, weil sie doch kein Kakadu ist.

Das immens Famose ist oft das Unwahrscheinliche. Immens famos wären zum Beispiel *wirklich* chancen-gerechte Bildungschancen in Deutschland. Oder wenn Gelder für Kultur nicht ständig gekürzt würden, gerade wieder im Rundfunk und gerade für Literatur. Immens famos wäre aber auch, wenn die Institutionen, die Kultur zum Event machen ihre Events verfügbarer und in ihrer Verfügbarkeit interessanter für *alle* gestalten würden, damit sie nicht vor allem Zeitvertrieb bleibt für Dauerkarten mit Perlenkette in der ersten Reihe bei der tausendsten Vorstellung vom *Besuch der alten Dame*.

Genossin Rozalija Mimić war gleich mehrfach unwahrscheinlich. Unwahrscheinlich war, dass es sie so weit weg verschlagen hatte von der immens famosen Adria in unser verstaubtes Städtchen zwischen schroffen Bergen, und dann auch noch wegen der Liebe zu unserem Maler! Und wie unwahrscheinlich vornehm sie erst für dieses unsere verstaubte, grob-bäuerliche Städtchen gekleidet war! Mit Blusen & Broschen! Und etwas Kreide an der Schläfe, dort, wo sie sich ständig eine anarcho Strähne aus dem Gesicht wischte.

Als sei das des Famosen nicht genug, war Genossin Mimić auch noch studierte Mathematikerin! Für Frauen damals in Jugoslawien zwar nicht unwahrscheinlich, aber ungewöhnlich, dabei diskutierte das Land permanent die Emanzipation der Frau

und nach der Diskussion ging die Frau nach Hause und hängte die Wäsche auf. Nicht viel anders als heute also.

Wir, die Schüler von Genossin Mimić, begriffen sofort, dass einiges an unserer Lehrerin besonders war: ihre Gedankenschnelle als elegant, bevor wir „Eleganz“ begriffen hatten. Ihre adria-blauen Augen als Röntgenstrahlen-Kanonen für Ahnungslosigkeit – die konnten in uns gucken und waren stets informiert, dass wir nicht annähernd so viel draufhatten in Mathe wie Genossin Mimić von uns oder auch von den Schulplänen erwartet hätte. Am schnellsten aber begriffen hatten wir, dass Genossin Rozalija Mimić die strengste, gnadenloseste, no-bullshit Lehrerin des bekannten *und* unbekanntem Universums war.

Mit der Ausdauer und Konsequenz einer gedopten olympischen Reckturnerin, die dienstags zum Spaß einen Triathlon absolviert, brachte sie uns Prozente bei, Dreisatz und gebrochen rationale Funktionen, sowie Angst & Schrecken. Vier Jahre lang, vier Mal die Woche – Angst & Schrecken, und in unseren Träumen auch am Wochenende und an den Feiertagen.

Die Hölle roch nach Kreide, wenn Genossin Rozalija Mimić uns an die Tafel rief, damit wir Formeln performten und Gleichungen beglichen. Um dem zu entgehen, machten wir uns klein auf den Sitzen, wagten nur jeden siebzehnten Atemzug, die Blicke geklebt auf die Tischplatten.

Jede Regung, dachten wir, könnte Genossin Mimić von der mystisch-schönen Adria als Anlass nehmen, dich aufzurufen, damit du etwas ableitest, etwas beweist, einer Zahl die Maske „x“ abnimmst. Und damit *sie* aufspürt, was *du* noch nicht wusstest. Etwas fand sich immer – sie brachte es dir dann halt bei.

In die Tischplatten hatten vergangene Mathegenerationen ihre Spuren hinterlassen, die Vorlieben für Bands und Fußballteams gekratzt, auch die Vorliebe füreinander: all die Herzen, darin zwei

Buchstaben von längst nicht mehr zählenden Verliebtheiten – wobei, wer weiß?

Auf einem der Tische hatte jemand klein in der Ecke das Logo von AC/DC geritzt, und daneben, kaum sichtbar: *Highway to Hell – Highway to Rozalija Mimić.*

Alle hinterlassen wir Spuren in der Welt, alle. Die meisten bleiben wirkungslos. Kratzer auf Tischen, Kreide an der Tafel, Reden auf Preisverleihungen, und dass mein Klassenkamerad Kule den Mülleimer im Musikraum angezündet hat, weil der immer so dumm geguckt hat, wenn Kule sang.

Spuren bleiben dann erhalten, wenn wir sie erzählen. Nelly Sachs hat ihre Spur in der Welt zart und zugleich deutlich hinterlassen – nach Schweden führten die eigenen Spuren sie unfreiwillig, knapp entkam sie ihrem endgültigen Verwischen, ihren Henkern. Und von ihren Spuren wissen wir und lernen wir – sie sind uns erhalten geblieben, weil sie von ihnen erzählt hat und weil wir zugehört haben. Auch von der Spurensuche selbst hat sie Zeugnis abgelegt, daraus sogar einen Leitgedanken für sich entwickelt: „Ich bin meinem Heimatrecht auf der Spur“ – dichtet sie selbstbewusst – und suchend, wie wohl alle, deren Zuhause der Exil wird, Suchende sind: „Was wissen wir – wir wandern alle in Geheimnissen.“

Die Spur von Genossin Rozalija Mimić, der strengsten Lehrerin des Universums, die uns auf den letzten Wegen vor dem Krieg begleitet hat, ist ebenfalls eine Spur, die bleiben soll, also erzähle ich sie heute.

Mein Name ist Saša Stanišić, und ich habe diesen Krieg überlebt. Auch Genossin Mimić hatte ihn überlebt, und das Überleben ist die erste triviale Pointe dieser Rede, eine Pointe, die auch im April 1992 galt, als nicht eine Schulklingel, sondern eine Detonation die Mathestunde einer strengen Lehrerin beendete.

Und die Pointe ist sogar noch älter. Sie hatte Bestand auch als Nelly Sachs überlebt hat und wird so lange bestehen, wie man eben Schulen zerbombt oder Flüchtlinge ertrinken lässt oder du *nicht* auf eine Mine trittst, also heute noch: Dass Unschuldige überleben, weil sie Glück haben. Schüler und ihre Lehrer, unser lieber, guter Schulhausmeister, Genosse Avdić, der Äpfel und Karotten aus seinem Garten an die Schüler in den Pausen verteilte, und dem Uniformierte *nur* beide Beine brachen.

Meine erste Englischlehrerin, in die ich verliebt war, ist zum Beispiel nicht Teil dieser Pointe, sie hat nicht überlebt.

Eine bessere Pointe wäre: Einander überleben *lassen*.

Bei allen Verlusten, die wir gerade verzeichnen, auch des Respekts und des Anstands, der Wahrheit und der Zuversicht, auch aller Schultische, in die keine Kindernamen mehr gekratzt werden können, weil es die Tische oder die Kinder nicht mehr gibt.

Einander überleben lassen.

Der kleinste banalutopische gemeinsame Nenner einer Zukunft, die wir miteinander, statt, wie es derzeit eher der Fall ist, gegeneinander gestalten. Auch als Aufruf zum Handeln, zum zivilen und politischen, das nicht von Gesinnung und Sympathie abgeleitet wäre, sondern vom – gerade hierzulande – zynischer Weise gelegentlich als kontrovers dargestelltem Anliegen, unschuldiges Leben zu schützen.

Oder mit den Worten von Nelly Sachs:

*Völker der Erde,
zerstört nicht das Weltall der Worte,
zerschneidet nicht mit dem Messer des Hasses den Laut,
der mit dem Atem zugleich geboren wurde.*

Völker der Erde.

*O, dass nicht Einer Tod meine, wenn er Leben sagt -
Und nicht Einer Blut, wenn er Wiege spricht -*

Auch Literatur ist als Handeln zu verstehen. Sie ersetzt nicht die Notwendigkeit vom praktischen Tun, sowie das praktische Tun nicht die Notwendigkeit von Literatur ersetzt, die uns aber helfen kann, besser zu verstehen, warum war, was war, und uns vorzustellen, was sein könnte, und weil sie auch das Unvorstellbare erzählen kann.

Leider begreifen viele Erzähler – Schriftsteller, Filmemacher, Theatermenschen – in Kriegszeiten, also dauerhaft, ihre Rolle so, als müssten sie und ihre Texte über die beteiligten Parteien Urteile fällen und damit auch Partei ergreifen. Das ist nicht notwendig. Die Partei, die wir und das Erzählen ergreifen sollten, ist die, die selbst nicht erzählen können. Es sollte also zuallererst darum gehen, über die Opfer zu schreiben, den Unschuldigen eine Stimme und eine Perspektive zu schenken.

Nun ist aber das Erzählen selbst in Gefahr. Und damit meine ich konkret wieder das Überleben, das Überleben jener, die erzählen. Ein Schriftstellerkollege aus der Ukraine wurde neulich zu einer Preisverleihung per Video zugeschaltet, da er einberufen worden war. Das ist jetzt also so: Schriftsteller sind Soldaten – Soldaten Schriftsteller. Der Kollege hat sich entschuldigt; er wäre gern für Literatur dagewesen, aber er musste für sein Land da sein.

Stanislav Aseyev heißt er, und die Pointe jedes Textes, den er *nicht* schreibt, weil er ihn nicht schreiben kann, ist genau das: Er kann einen Text nicht schreiben. Wieder können Schriftsteller und Schriftstellerinnen, Lehrer und Lehrerinnen, Schüler und Schülerinnen und so viele andere mancherorts nicht das tun, was ihr Tun wäre. Sie können nicht lehren und erzählen und lernen (und

vor Lehrerinnen Angst haben). Ihr Tun kann oft stattdessen bloß das sein, was sie tun müssen – um zu überleben.

*Wir Geretteten,
Immer noch hängen die Schlingen für unsere Hälse gedreht
Vor uns in der blauen Luft -
Immer noch füllen sich die Stundenuhren mit unserem tropfenden
Blut.*

Das sind Zeilen von Nelly Sachs. Prophetisch auch, mit Blick auf die abscheuliche Brutalität der Hamas, eine Spur, welche die Dichterin diesmal in die Gegenwart legt und die Kontinuität des Hasses und der für Juden niemals gänzlich gelingenden Sicherheit zeichnet.

Die Zeilen der Erzählung über Genossin Rozalija Mimić setze ich fort am Morgen einer Mathestunde im März 1992, die sie mit der Frage eröffnet: „Wovor habt ihr Angst?“

Von da an hatten wir zuallererst keine Angst – vor ihr. Mit uns sprach nun nicht mehr die strenge Mathelehrerin über das Volumen von Zylindern, sondern eine besorgte Vertraute, mit Kreide an der Schläfe, und zwar vor allem über den sich anbahnenden Horror.

In den Tagen, bevor ein Uniformierter im Schulhof einen Hund erschoss, der für seinen Geschmack zu laut gebellt hätte, und ein anderer ein Haus anzündete, in dem Neugeborene schliefen, löste Genossin Rozalija Mimić nicht mehr Gleichungen, sondern Knoten in unserem Hals. Sie erklärte nicht mehr das Bruchrechnen, sondern, was wir tun sollten, falls wir von unseren Eltern getrennt wurden. So resolut wie sie uns mathematische Beweise herleiten ließ, ließ sie uns jetzt herleiten, dass Nationalismus Gift ist für jede Gesellschaft.

„Euren Körper“, rief sie, „braucht ihr zum Überleben. Ihr seid dieser Körper und dieses Hirn und diese Organe. Das seid wirklich ihr. Alles andere, Nation und Religion, das ist von irgendwelchen Männern ausgedachter Bockmist, der immer nur nervt!“

Auf eurem Arsch könnt ihr sitzen, auf eurer Nation nicht! Feiert nicht, *was* ihr seid, feiert, *dass* ihr seid. Dass es euch gibt. Euch, die ihr lieben könnt. Alles andere, alles, was nicht lieben kann, darf niemals wichtig sein.“

Waren nicht hundertprozentig ihre Worte, aber so circa.

Am letzten Schultag, bevor Frieden eine Fiktion wurde, brachte Genossin Mimić ein Memory in den Unterricht. Die Kärtchen zeigten Orte unserer Stadt. Ihr Mann, der Maler, hatte unsere Brücke gezeichnet, unsere Moscheen, das Sportzentrum, die Schule. Es gab eine Unterrichtseinheit zu Wahrscheinlichkeiten, aber eigentlich spielten wir zwei Stunden lang Memory, alle gegen Genossin Mimić, und sie gewann jede Partie. Auf der Brücke werden einige Tage später Zivilisten hingerichtet, die Moscheen gesprengt, das Sportzentrum wird dem Erdboden gleichgemacht, die Schule fast zur Ruine.

In diesen Tagen versteckte ich mich unter anderem mit einem Klassenkameraden, der ebenfalls Saša hieß, in einem Keller, während über unseren Köpfen die Panzer unser verstaubtes Städtchen zu Staub zerrieben. Auch über Genossin Mimić sprachen wir und waren uns sicher: Würde ein Sniperschütze sie ins Visier nehmen und in ihre strengblauen Augen sehen, würde er den Mut, abzudrücken, nicht finden, und der andere Saša sagte: „Weißt du was verrückt ist? Der Schütze könnte ein Schüler von ihr gewesen sein, von früher.“

Gar nicht verrückt: Nachbarn schießen auf Nachbarn, Rassisten und Terroristen und Mörder werden trotz Bildung Rassisten, Terroristen und Mörder und beherrschen den Dreisatz noch. Kultur und Bildung machen aus dir nicht per se einen besseren Menschen und Empathie ist leider kein Schulfach. Aber beide, Bildung und Kultur, nehmen sich per se der Zukunft an. Aus allem, was wir lernen, auch aus dem, was gestern war, das ist der

Plan, lernen wir für ein bestenfalls besseres Morgen. Auch alles, das wir gestalten, erzählen, komponieren, soll doch für jemanden jetzt oder morgen eine Wirkung haben, eine Spur hinterlassen, Gefühle auslösen und bestenfalls zum Handeln inspirieren, gar zum gemeinschaftsbildenden. Oder es soll schlicht zu einer Erkenntnis helfen, die nicht zuallererst mit dem eigenen Befinden zu tun hat.

Es kann natürlich auch sein, dass nichts davon geschieht, seien wir realistisch. So vieles erscheint vergeblich.

Wir analysieren dumme politische Entscheidungen und treffen keine klügeren.

Wir forschen und ignorieren die Ergebnisse.

Wir schreiben interkulturelle Monologe fürs Theater und dann gehen da nur die sowieso Einverständenen hin.

Hängen Banner gegen Rassismus bei Bundesligaspielen auf, die Gesänge kommen trotzdem.

Lernen über Genozid, und es kommt ständig neuer Stoff hinzu.

Die Pointe angesichts aller Vergeblichkeiten lautet trotzdem: Trotzdem. Trotzdem Spuren hinterlassen, singend, wenn du willst, vielleicht folgt einer ihrem Takt. Trotzdem warnen, vielleicht nimmt das jemand wirklich ernst. Trotzdem weiterschreiben, vielleicht liest einer und sagt: Aha. Nicht verstummen, angesichts des Abgrunds.

„Ein Dante, ein Shakespeare wäre notwendig, der Menschheit diesen Abgrund zu zeigen, aber so muss es eine schwache Frau tun.“ Schrieb Nelly Sachs und verstummte angesichts des Abgrunds zum Glück nicht.

Ein paar Tage nach Ende der Gefechte machten der andere Saša und ich uns auf den Weg zu unserer Schule. Das Gebäude war verletzt – wie ein Körper, dachte ich. Einschusslöcher, so viele.

Im Matheraum kniete Genossin Mimić vor Scherben. Kniete vor unseren zerfledderten Lehrwerken, den Übungsheften, kniete

vor der Akribie und Mühe, die sich jemand gemacht hatte, all die Lernutensilien zu zerstören, Rechenschieber zu verbiegen, Lineale zu verbrechen, mit denen wir die Geraden des radierbaren Lebens in karierte Hefte zogen.

Das ist auch eine Pointe, eine Pointe des Krieges, die mich niemals loslassen wird: Dass jemand all die von Kinderhänden berührten und von Kindergefühlen der Angst, der Neugier des Stolzes über das vorhandene oder noch zu erwerbende Wissen betrachteten Gegenstände zerstört. Warum?

Aus Wut?

Worauf?

Aus welcher Wut worauf holst du die vererbten Schulbücher, die wir wie Heiligtümer behandeln mussten, damit sie den folgenden Jahrgängen dienen konnten, aus dem Regal und zerreißt jedes einzelne?

Unsere Mathelehrerin kniete in Bluse und feinem Kleid im Schutt vor unserem Einmaleins-Poster, geteilt durch vier. Sie kniete vor unserer Stellenwerttafel, vor unserem Winkelplakat, kniete vor eigener Mühe und Akribie, uns das Licht zu sein in den Tiefen der Zahlenräume und zuletzt den Untiefen des Nationalismus.

Als sie uns bemerkte, weinte sie Freundestränen über jene allererste allerwichtigste Pointe: Zwei ihrer Schüler hatten überlebt. Das sagte sie auch, sie wirkte verwundert, ähnlich wie wenn ich bei ihr an die Tafel musste und dort etwas wusste. Nur tausendmal wesentlicher ihr Glück: Zwei leben noch.

„Mathe fällt heute wohl aus“ sagte sie dann und deutete in die Verwüstung mit einem Lächeln. Es war gefühlt der erste Witz, den sie je in diesem Klassenraum gebracht hatte.

Die Kriegsgleichung konnten wir nur mit Besen und Schaufel lösen. Auch das Physikkabor war verwüstet, unsere kleine

Schulbibliothek. Bildung und Kultur, immer der erste Abgesang, wenn die Barbarei aufspielt.

„Mathe fällt wohl heute aus.“ Dieser Satz, 1992 gesprochen, ist auch in der brutalen Gegenwart vielerorts wahr. Von damals aus gesehen, wenn ich diese Rede also 1992 gehalten hätte, wäre er die pessimistische Pointe einer mit all diesen Krisen, unwahrscheinlichen Zukunft. Eine kurzsichtige Rede, genau wie diese jetzt es sein muss, weil ich nämlich – trotz allem – gleich optimistisch werde. Denn die Pointe hier, wenn ich von meiner Lehrerin erzähle, ist die der Hoffnung, dass auch wir *so* sein können, *mehr so* sein können, füreinander: da.

„Wir Geretteten“, schreibt Sachs, „bitten euch: Zeigt uns langsam eure Sonne.“

Am Tag als wir unsere Schule aufräumten, schien die Sonne und meine Mutter wurde bedroht, mein Onkel gefoltert. Wir flohen aus der Stadt, und ich gelangte in diese Gegenwart, in der ich hier stehe und den nächsten Satz an meine wunderbare Mathelehrerin richten möchte: Liebe Genossin Rozalija Mimić, ich war nach meiner Ankunft in Deutschland und zuerst ohne ein Wort Deutsch zu können zwei Jahre lang Klassenbester in Mathematik. Danke.

Genossin Rozalija Mimić hatte ihre Rolle als Pädagogin so interpretiert, dass sie Kindern in akuter Krise beides beibringen wollte: Geometrie & Empathie, Formeln für Funktionen & Formeln gegen Hass. Sie hat aus einer Klasse mit verschiedenen Herkünften eine Gemeinschaft bilden wollen, in der Herkunft höchstens dann eine Rolle spielt, wenn es um die Vorliebe für das Würzen deines Mittagessens geht. Sie wandte sich uns zu als sich so viele voneinander abwandten. Umsichtig mit Minderheiten unter uns, als nationalistische Kurzsicht herrschte. Sie machte klar, dass deren Meinung und Haltung auch in Unterzahl gleich viel zählt.

An die Rechnungen von damals erinnere ich mich nicht, aber die letzten Unterrichtsstunden mit Genossin Mimić vergesse ich nie. Ihre Güte und Fürsorge sind für mich die Pointe der unwahrscheinlichen Tatsache, dass ich heute hier stehen und diesen Preis entgegennehmen darf. Ohne Menschen wie sie undenkbar.

Und auch in Deutschland, oder für Nelly Sachs in Schweden, wo sie lange in ärmlichsten Verhältnissen lebte, gab es diese Menschen. Jene also, die sich gekümmert haben um uns Neuankömmlinge, uns, die oft nicht viel mehr hatten als Koffer voller Sorgen. Sie sind die Pointe, denn sie haben die Frage gestellt: „Wovor habt ihr Angst? Und was braucht ihr, damit die Angst kleiner wird, von uns? Was braucht ihr, um weitermachen zu können? – Wir kümmern uns.“

Und diese Menschen wird es auch in der Zukunft geben müssen. Die Politik, auch in Deutschland, zeigt unmissverständlich, sich nicht kümmern zu wollen, und das auch noch in furchtbarer und furchtbar dummer Anbiederung an die rechtsextreme Fortsetzung unheiliger Kapitel der deutschen Geschichte und damit furchtbarem Verrat der Versprechen, die der Geschichte gegeben wurden, der geschichtlicher Verantwortung, humanistischer ohnehin. Nelly Sachs würde sich im Grabe umdrehen, bekäme sie das mit.

Genossin Rozalija Mimić war vier Jahre lang meine Mathe-Lehrerin, sie sprach den weichsten dalmatinischen Dialekt, das fanden alle immens famos. Jugoslawien gibt es nicht mehr und Genossin Mimić auch nicht, aber jetzt, jetzt ist sie hier.

Sehr geehrte Jury, liebe Frau Badura, sehr geehrtes Dortmund, verehrte, unfassbar hervorragende Frau Pfarre, ich bedanke mich, gesehen zu werden für das, was ich tun darf, und dass ich jetzt 15000 Euro mehr habe, und noch ein wenig leichter ein

paar meiner Spuren zu hinterlassen. Ich bedanke mich, aufrichtig und in Demut.

Und Sie hier, die sich in diesem feinen Saal versammelt haben, Sie könnten übrigens die letzte Pointe dieser kleinen Rede sein. Weil sie eben daran glauben, dass Erzählendem und Dichtendem eine vereinende Kraft innewohnt, sogar eine, wie es so schön heißt und verheißt, Völker zu verbinden. Was für ein schöner, trauriger, utopischer Glaube das ist.

Sie sind die Pointe der Hoffnung in eine Zukunft, in der wir alle einander wieder verbundener sind und dafür das Würfelglück der Geburt weniger entscheidend ist als das Glück des Erzählens und Zuhörens und Überlebens.

Sehr, sehr verehrte Frau Sachs, liebe Nelly, auch ich, wie du:

„Anstelle von Heimat

halte ich die Verwandlungen der Welt -“